

Aus Ringen werden Ketten.

Roman von Robert Kolbraun.

(5. Fortsetzung.)

„Nur einen Augenblick lassen Sie mich Zeit! Ich kann es noch nicht ausdenken, daß diese Bekämpfung von Jugend und Lebenslust — vor-gestern abend noch in diese selbe Zeit jubelte sie in eine begeisterte, strahlende Menge hinein. Ich bin die Jugend, ich bin das Leben! — und nun — und nun —“

„Geh, es ist ein ungewöhnlich ergreifender Fall, selbst für einen alten Kriminalisten. Aber das beste Mittel gegen unfruchtbar Trauer bleibt es doch immer bei solchen Gelegenheiten, für die Bekämpfung der Schuldigen zu sorgen. Ihre Hilfe dafür in Anspruch zu nehmen, Herr Regierungsrat, ist auch der Zweck meines Besuchs bei Ihnen zu so später Stunde.“

„Meine Hilfe — wieso?“

„Weil Sie vielleicht in der Lage sind, uns Angaben von Wichtigkeit zu machen, da Sie ja doch um die Zeit, als die Tat verübt wurde, oder vielmehr kurz darauf in dem Hause waren, wo die Knechte wohnten.“

„Wo — ich — in welchem Hause?“

„Wie schon gesagt, wo die Knechte wohnten.“

„Dort soll ich — um die Zeit — um diese Zeit, als man sie — nein, nein, nein, ich bin nicht dort gewesen!“

„Sonderbar!“

Hedwig sah, wie sich der Ausdruck im Gesicht des Kommissars veränderte, wie sein Blick schärfer, läster, durchdringender wurde.

„Wer hat es behauptet, wer hat Sie so belogen?“

„Ich bitte noch einmal: beruhigen Sie sich! Es ist ja verständlich, daß es für einen Mann in Ihrer Stellung nicht angenehm ist, auch nur als Zeuge in solch einer Sache verurteilt zu werden, aber wo ich's um die Feststellung der Wahrheit handelt, müssen doch persönliche Rücksichten schweigen.“

„Ich weiß nicht, ich verstehe Sie nicht!“

Ein klein wenig lebhafter wurde jetzt auch die Sprache des Kriminalisten.

„Herr Regierungsrat, Sie werden mir doch nicht im Ernst abstreifen wollen, vor ein paar Stunden im Hause der Ermordeten gewesen zu sein? Ich sage nicht: in ihrer Wohnung. Dadurch befähige die Sache ein anderes Gesicht. Aber im Hause. Dafür haben wir eine scheinbar einwandfreie Zeugin, die bestimmt erklärt, Ihnen heute abend auf der Treppe zum ersten Stockwerk, wo die Knechte wohnten, begegnet zu sein.“

„Wer will mich gesehen haben?“

„Ich kann es Ihnen ruhig sagen, da Sie es ja ohnehin wissen müssen: die Jungfer der Ermordeten. Sie war für Nachmittag und Abend beurlaubt, kam aber aus irgendwelchen Gründen früher nachhause, als bestimmt worden war. Sie sind ihr dabei auf der Treppe begegnet, sie hat Ihnen „Guten Abend“ gewünscht, und Sie haben den Gruß erwidert.“

„Es ist nicht wahr!“

„Bestimmen Sie sich. Die Sache scheint mir zweifellos erwiesen. Das Mädchen hat angegeben, es habe Sie bei der Begegnung mit Ihrem Titel angesprochen und „Guten Abend, Herr Regierungsrat“, gesagt. Es muß also gewiß haben, wer Sie sind, hat mir auch Ihren Namen genannt und erklärt, Sie hätten im Laufe der letzten Wochen ein paar-mal Besuche bei der Verstorbenen gemacht. Einwandfrei, kurze, zu ver-gewisserte Zeit abgehaltene Besuche, Herr Regierungsrat, die Sie ohne jedes Bedenken zugeben können.“

Düringer sah auf dem Schreibtisch liegende Hand schloß und öffnete sie trampfhaft ein paarmal. Dann sprach er so mißfällig, als wenn dieses Wort ihm Schmerzen bereite: „Diese Besuche gebe ich zu.“

Ein Aufstöhnen kam von Hedwigs Lippen, doch war es nur wie andere Frauen.

„Ich habe dir niemals nachgespielt. Aber heute — jetzt weiß ich, daß es Augenblicke gibt, in denen man kaum verantwortlich ist für das, was man tut.“

Er sah sie an mit einem beson-deren Blick; es war, als wenn ein leiser Hoffnungsglanz darin aufleuchtete.

„Ja, Hedwig, es gibt solche Augenblicke.“

Langsam ging er noch näher zu ihr hin, mochte dann wieder halt und fragte: „Du hast alles gehört?“

„Ich glaube, — das Wichtigste we-nigstens.“

„Wichtig für dich oder für mich?“

„Sollen wir das trennen?“

„Nein, — verzweifelt.“

„Ich schreibe mit bebenden Lippen ein paar mal in die Karte; es kostete sie neuen Kampf, die nächsten Worte her-vorzubringen. Ganz leise brachte sie zuerst nur seinen Namen heraus: „Bruno!“

„Was meinst du?“

„Ich wollte nur fragen, — kann ich dir helfen?“

„Was?“

eigenen Interesse scheint es mir höchst erwünscht, solch eine harmlose Deutung für Ihr Verhalten zu finden.“

Düringer hatte bis jetzt immer nur vor sich hin auf den schwarzen Schat-telkasten neben seinem Schreibtisch ge-blüht. Nun hob er zum erstenmal den Kopf und starrte den anderen mit weit-offenen Augen an.

„Was wollen Sie damit sagen?“

„Es war wieder die langsame, scheinbar schmerzhaft Redeweise von vorhin.“

„Sie sind Jurist, Herr Regierungsrat. Es bedarf also keiner weiteren Antworten.“

Eine tiefe Stille folgte. Hedwig meinte, die beiden müßten ihre schnelles, anghohtes Atmen verneh-men. Doch wandte keiner von ihnen den Blick nach der Seite, wo sie hinter der Portiere verborgen stand. Sie sahen einander gegenüber, Auge in Auge, wie zwei Kämpfer, von denen jeder die Waffen des anderen prüft.

Endlich nahm der Polizeibeamte wieder das Wort. „Ich habe Ihnen Zeit gelassen, sich noch einmal zu überlegen, ob es vernünftig, eine Tat-sache zu leugnen. Bedenken Sie auch, daß man — bis jetzt wenigstens, Herr Regierungsrat — keinen Verdacht irgend ersterer Art gegen Sie hegt, solch ein Verdacht aber könnte möglicherweise doch entstehen, wenn Sie fortführen, die Anwesenheit im Hause der Ermordeten am heutigen Abend abzuleugnen. Vorläufig geht meine Bitte nur dahin, mir zu sagen, ob Sie dort nicht ir-gend etwas bemerkt, gesehen oder ge-hört haben, was auf die Spur des Täters hinweisen könnte.“

Düringer stand auf. „Ich kann Ihnen immer nur wiederholen, Herr Kommissar, daß ich am heutigen Abend nicht in dem fraglichen Hause war. daß ich also nichts dort wahr-nehmen konnte, was von Wichtigkeit für Sie wäre.“

„Das ist Ihr letztes Wort?“

„Mein letztes.“

„Dann bleibt mir allerdings nichts übrig, als für heute zu gehen.“

„Ich empfehle mich Ihnen und ich bedauere, daß ich dieser Sache der Gerechtigkeit nicht habe dienen könn-en.“

Einen Moment noch zauderte der Kommissar, als wenn er mit einem schmerzlichen Entschluß kämpfte; dann hand er auf und ging mit kurzer, militärischer Bewegung zur Tür. Düringer begleitete ihn bis dorthin, das Mädchen durch einen Druck auf die Wange herbei und gab ihr den Befehl, dem Besucher das ver-mutlich bereits verschlossene Haus zu öffnen. Dann trat er in sein Arbeits-zimmer zurück, die Augen auf den Boden gesenkt, in Gedanken versun-ken.

„Ich räumte, instinktivem Ent-schluß nach Hedwig aus ihrem Ver-steck herbeigekommen und stand ihm nahe bei der Tür gegenüber. Ihr Fuß aber hatte auf dem Teppich keinen Laut gemacht, und ihr Mann war zu sehr mit sich beschäftigt, um sie gleich zu sehen. Erst als er nach einigen Augenblicken die Betäubung von sich abzumäßen suchte und ein paar schnelle Schritte vorwärts tat, kam die Anwesenheit seiner Frau ihm zum Bewußsein.“

„Hedwig!“ Der Name, den er aus-rief, klang fast wie ein Schrei.

„Ja, — ich.“

„Was ist, — was gibt es, — wie kommt's du hierher?“

„Ich war dort.“

„Wo, — dort im Zimmer?“

„Ja, ich habe gelauscht, — hinter der Portiere dort.“

„Oh, warum hast du das ge-tan?“

„Es war kein Vorwurf in seinen Worten — nur eine große, leidende Trauer.“

„Es war das erste mal.“

„Ich weiß es. Du bist nicht wie andere Frauen.“

„Ich habe dir niemals nachgespielt. Aber heute — jetzt weiß ich, daß es Augenblicke gibt, in denen man kaum verantwortlich ist für das, was man tut.“

Er sah sie an mit einem beson-deren Blick; es war, als wenn ein leiser Hoffnungsglanz darin aufleuchtete.

„Ja, Hedwig, es gibt solche Augenblicke.“

Langsam ging er noch näher zu ihr hin, mochte dann wieder halt und fragte: „Du hast alles gehört?“

„Ich glaube, — das Wichtigste we-nigstens.“

„Wichtig für dich oder für mich?“

„Sollen wir das trennen?“

„Nein, — verzweifelt.“

„Ich schreibe mit bebenden Lippen ein paar mal in die Karte; es kostete sie neuen Kampf, die nächsten Worte her-vorzubringen. Ganz leise brachte sie zuerst nur seinen Namen heraus: „Bruno!“

„Was meinst du?“

„Ich wollte nur fragen, — kann ich dir helfen?“

„Was?“

„Ich weiß nicht, — sei nicht böse — mußt du nicht fliehen?“

„Fliehen?“

„Ja, du hast vielleicht nicht be-merkt, wie er, — wie dieser Mann dich angesehen hat. Ich aber hab' es gesehen, — ein Verdacht war in seinen Augen, — ein furchtbarer Ver-dacht.“

„Hedwig, — Hedwig! Und auch du, — glaubst auch du?“

„Doch nicht mit mir sprechen. Um dich handelt sich's jetzt. Kann ich dir helfen? Ich kann dir Geld ge-ben, wenn du vielleicht nicht genug hast. Ich hatte mir ein paar hun-dert Mark erspart für die Sommer-reise. Willst du sie haben?“

Er trat ganz rasch unmittelbar vor sie hin.

„Hedwig, hältst du mich für schul-dig?“

„Frage mich nicht, Bruno, heute nicht! Meine Gedanken sind verwirrt, ich weiß kaum, wo ich spreche. Sag mir das eine nur: Kann ich dir hel-fen?“

Er schüttelte langsam den Kopf: „Nein, ich danke dir. Du gehst von einer falschen Voraussetzung aus, — ich denke nicht an flüchten. Aber ich danke dir, — ich danke dir. Ich sehe dich.“

„Was?“

„Mist. Ich dachte nur laut. Ich bin glücklich über diese Stunde.“

„Gleichlich.“

„Ja, weil ich fühle, daß du mich lieb hast.“

„Was es dafür nötig, daß diese Stunde kam?“

„Vielleicht. Ich habe manchmal nach einem guten Worte von dir ver-langt, meine liebe Hedwig!“

Er zog sie an sich und küßte sie auf die Stirn. Sie schloß seinen Arm, ohne selbst ein Zeichen der Zärtlichkeit zu geben. Ihr Gesicht war totbleich.

„Sie jetzt ansehend, schien er mit seinen Gedanken in ihrer Seele zu wachen. Dann begann er mit schwerer Zunge wieder zu sprechen: „Du hast alles gehört, — also auch mein Zusammenstoß?“

„Welches?“ Ihre Lippen zuckten.

„Doch ich die Knechte beacht, ha-be, schon bevor ich auf dem Fest-platz vorgehen offiziell in deiner Gesell-schaft ihre Bekanntschaft machte. Kannst du es mir erzählen?“

„Sie lehte ein paar mal, ohne re-den zu können. Endlich antwortete sie: „Lach mit Zeit. Es ist ja nicht, — nicht die Sache an sich. Doch du hängestang dich meine ich. Ei-nich muß einen gewaltigen Zauberspruch auf die Männer ausgedehnt haben, — ich füh-le, daß das vorgeht. Aber ganz gut. Aber das andere, — daß du mit der Unwahrheit gesagt hast, — ich muß Zeit haben, darüber wegzukommen. Es hat mir einen Stoß gegeben, — mein Vertrauen zu dir hat es erschüttert.“

„Sie brach ab, von empfinden-den Tränen erfüllt.“

„Ich verstehe das, Hedwig. Und ich lasse dir Zeit. Mehr als das, ich werde versuchen, dein Vertrauen zurückzugewinnen. Someteil es geht.“

„Someteil es geht!“

„Frage mich nicht weiter. Es ist eine schwere Zeit jetzt für mich.“

„Das weiß ich. Und wir wollen auch gar nichts mehr von mir spre-chen.“

Die Hände ineinanderpressend, kämpfte sie eine Weile mit sich, bevor sie weitere Worte fand: „Dau-er!“

„Das willst du wissen?“

„Ob ein Frau, — ob sie verpflich-tet ist, etwas gegen ihren Mann aus-zusagen?“

„Nein, sie kann jederzeit ihr Zeug-nis zurückziehen. Aber was hättest du gegen mich auszusagen?“

„Weißt du es nicht? Ich habe dich doch gesehen.“

„Gesehen?“

„Ja, heute nachmittag. Vor dem Hause der Schauspielers. Wir ha-ben doch darüber gesprochen.“

„Auch ich vermag es. Und ich ver-gaß es, weil ich nicht dort war. Du hast dich getäuscht.“

„Sie preßte die Lippen mit bitterem Ausdruck aufeinander: „Also das brauche ich nicht auszusagen?“

„Nein, du wirst nur Verwirrung damit anrichten.“

„Gut, — ich danke dir. Aber —“

„Was?“

„Du bist ja doch noch einmal dort gesehen worden?“

„Auf der Treppe meinst du, — wie die Jungfer der Toten behauptet soll?“

„Nein. Vorher, — von Fräulein Hegenrich. Sie hat ja mit dir ge-sprochen.“

„Das ist richtig. Hat sie es dir er-zählt?“

„Gewiß. Durch sie weiß ich über-haupt von der Ermordung der Schau-spielerin.“

„Wir haben ein paar Worte mit-einander gesprochen, das ist eine Tat-sache.“

(Fortsetzung folgt.)

Kompagnons.

Von Godefrid Holmer (Aabenhagen). Aus dem Dänischen von E. Stein.

Die Firma hieß „Dydtide und Drevenstrup“. Sie handelte mit An-tiquitäten und alten Gemälden. Dydtide war ein Dugend Jahre älter als Drevenstrup, und Dren-strup war jünger als Dydtide, aber sehr smart waren sie beide.

Drevenstrup saß in seinem Privat-komptoir, als sein Kompagnon, der alte Dydtide, eintrat und wie nebenbei die Worte fallen ließ: „Ich ruzigte heute nachmittags hin-über nach Hillerød.“

„So, ist etwas los?“

„Nicht die Spur. Ein alter Freund von mir, der Auktionator ist, hat mir geschrieben, er wolle gern meine Meinung über ein paar Bil-der hören, die die Erben einer alten Dame zur Auktion gegeben haben. Dann ist da auch ein tertiärer Lep-pich.“

„Bleiben wir bei den Bildern. An den Lep-pich denken Sie ja doch nicht. Sie kaufen die Bilder natürlich für die Firma, wenn sie etwas wert sind.“

„Das sind sie eben nach der Be-schreibung nicht, aber was zum Teufel meinen Sie mit der „Firma“? Ich ist vielleicht niemals ausgetreten und habe für eigene Rechnung gekauft? Wie? Was meinen Sie da-mit?“

„Herrgott! Wir wollen doch nicht streiten. Man kann ja in Ver-suchung kommen, wenn man etwas Gutes sieht.“

Dydtide schlug sich an die Brust. „Ich nicht.“

„Nein, natürlich nicht. — Aber wissen Sie, ich hätte Lust, Sie zu begleiten.“

„Anstimm! Ich zahre ja nur ganz privat hinaus, Morgen sind die Sachen zu beschütigen, da können Sie sich ja ansehen. Das heute ist ja Freund.“

„Gut! Es bleibt dabei!“

Als Dydtide des Nachmittags in das Comtoir seines Freundes trat, sagte er:

„Du, du alter Esel, was für Plun-der ist das nun, den ich mir ansehen soll?“

„Ja, wahrscheinlich ist es ja nichts als Plunder. Aber du kannst nur ja selbst urteilen, Dydtide. Stehst du, ich verstehe mich ja nicht auf die alten Meister, aber es kam mir so vor, als habe das eine von den beiden Bildern so ein gewisses geistes-geprägtes Gepräge, und es soll schon vor-gemessen sein, daß man zufällig auf einen alten Meister stößt!“

„Was für ein alter Meister? Schu-machermeister Ströten?“

„Nein, ich dachte zunächst an den Malermeister Rembrandt. Da du Kunstbändler bist, hast du vielleicht gehört, daß einmal ein Mann dieses Namens lebte.“

„Ja, ich glaube, ich erinnere mich dunkel, du alter Casanoff! Aber ich soll mal diesen Rembrandt an-sehen.“

„Sollen wir nicht zuvor ein wenig die Jungfer feuchten?“

„Zuerst den Rembrandt, der ältere Freund, dann können wir ein Gläs-chen brauchen, um die Enttäuschung hinunterzuschlucken.“

Bald darauf stand Dydtide vor dem Bild, aber es überlegte ihm die-nehm den Atem, aber er sagte sich sofort und bemerzte wie für sich selbst: „Reine Spur von Veränderung. Immer noch derselbe Idiot wie frö-her.“

„Wer?“ fragte der Auktionator.

„Du! Lach mich nun den anderen Ritzsch sehen. Es waren ja zwei Bil-der.“

„So, so, du meinst also, daß die-ses nichts wert ist?“

„Wer? Ja, der Rahmen ist aller-dings ein bisschen wertvollig, eine Kleinigkeit also kannst du schon dafür kriegen.“

Das zweite Bild, eine mangelhafte Kopie eines Produkts neueren Da-tums, schloß Dydtide sehr zu interes-sieren.

„Gut! Die Sache ist nicht so übel!“

„Wie?“ rief der Auktionator ver-bליfft aus. „Das da? Ist das et-was wert?“

„Ja, es ist ebensowohl wert wie ein halbes Dugend von dem anderen Schind dort.“

Der Auktionator wurde einen Augen-blick aus dem Gleichgewicht gerufen, und erst als Dydtide allein war, nahm er das erste der beiden Bilder näher in Augenschein.

„Echt, so wahr ich lebe! Wie soll ich es nur verdingern, daß das Fre-deriksborg-Museum es sieht? Und was soll ich tun, damit Drevenstrup nicht herauskommt? Es ist ein Hund — nein, mehr — es ist ein Ereignis, eine Sensation!“

Der Auktionator kam zurück, und die beiden Freunde begaben sich in ein Hotel, um ein Gläschen auf das Wie-dersehen zu leeren.

„No, das war wenigstens ein Grund, um herauszukommen und einen guten alten Freund zu begrüßen.“

Zweitausend!

Dem Auktionator und den Zubö-rern fuhr es durch alle Glieder — in dem kleinen Hillerød war man an-dergleichen Ereignisse nicht gewöhnt — und aller Augen wendeten sich Peter-ten zu.

Dieser jedoch, das Resultat sei-ner Auktionarbeit mit kritischer Me-ter unterstehend, beantwortete das Angebot lediglich mit dem bereits ge-sprochenen ruhigen: „Und fünfzwan-zig!“

„Bingard sah ihn an. Dann wen-dete er sich dem Auktionator zu. Seine Stimme war sehr ruhig ge-worden, und seine Miene trug den Ausdruck der höchsten Ueberlegenheit, als er sagte:

„Ich habe zweitausendfünfhundert Kronen, Herr Auktionator. Das Bild ist mein!“

„Das wird sich erst zeigen,“ warf Petersten hin und sagte huzuz: „Ich habe zweitausendfünfhundert.“

Es war das erste Mal, daß Peter-ten so hart überdort hatte. Als man zu Bingard handverdreht, war dieser im Begriff zu gehen.

Das Bild ist Petersten's, und er erregte die Aufmerksamkeit eben, als Bingard sie erzielte.

In Kopenhagen sahen Dydtide und Drevenstrup beinahe und er-örtern des längeren und breiteren die Verwendung zweier alter Meister durch die Götter, als ein Auk-tionsangebot zwei Depejan brachte, eine an jeden der Ehre und beide mit „privat“ bezeichnet.

„Das ist doch ein merkwürdiger Zufall,“ bemerkte Dydtide. „Gleich-zeitig an uns beide Privatangekam-me!“

„Ja, sehr merkwürdig,“ bestätigte Drevenstrup.

Sie ertrugen jeder seine Depejan, und während Dydtide zu suchen be-gann, brach sein Kompagnon in ein mutes gluckendes Lachen aus.

„Haben Sie schlaue Nachrichten erhalten?“ fragte er Dydtide.

„Gut! Ja, aber es ist privat. Es geht die Firma nichts an.“

„Was es eigentlich dieser Rem-brandt, den Sie jetzt bekommen ha-ben?“

„Was meinen Sie damit?“

„Ach, ich dachte bloß, Sie wollten ihn kaufen. Ich habe übrigens heute ein Bild gekauft und gosse, es ist etwas wert. Ich habe es nämlich nicht selbst gesehen, sondern mich auf die Aussprüche eines Mannes verlassen, der es kennt.“

„Na, das ist ja Ihre Privat-sache.“

„Gut! Ich habe es eigentlich für die Firma gekauft.“

„Lohn' mir mit mir zu beraten? Das ist gegen unseren Montat, was haben Sie das dafür gegeben?“

„Fünf, dreitausend.“

„Dreitausend und haben es nicht gegeben und mir nichts davon gekriegt? Ich protestiere.“

„Ja, da muß ich eben allein das Risiko tragen, wenn es nichts wert ist,“ erregte Drevenstrup mit sich nicht merkwürdigem Lachen.

„Unbeding! mußten Sie das. Ich will mit diesem Geschäft durchaus nichts zu tun haben.“

„Ja, aber wenn ich nur daran verdienen, dann haben Sie eben auch keinen Anteil an dem Gewinn.“

„Selbstverständlich nicht. Sie wis-sen, ich bin ein besserer Kunstkenner als Sie, und natürlich haben Sie da irgendwelchen Ritzsch gekauft.“

„Na, mag's nun sein, wie es will. Ich baue immer noch darauf, daß es mit meinem Bild besser bestellt ist als mit meinem Verdand. Wol-len Sie aber bei einem etwaigen Ver-lust nicht beteiligt sein, so müssen Sie sich auch schriftlich verpflichten, bei einem möglichen Verlust keine An-sprüche zu stellen.“

„Na, das ist doch klar!“ rief Dydtide, nahm eine Feder und ein Stück Papier und schrieb einige Worte nieder.

„Bitte! behalten Sie jetzt ihren Verdienst — und den Verlust da-zu! Was für ein Bild ist es über-gang? Someteil wissen Sie doch wohl!“

Drevenstrup legte Dydtides Er-stklärung sorgfältig in seine Brief-tasche und bemerkte dann mit einem Lächeln:

„D, es war nur dieser Rembrandt, den Sie so gern gehabt hätten!“

— K e n n e r. „Diese Zigarette ist entschieden schwerer, als die vorige war.“

„Ich möchte das Gegenteil behaup-ten.“

„Da wollen wir doch mal den Hausherrn fragen.“

Der Hausherr: „Es ist dieselbe Sorte, meine Herren; nur ist bei der einen das Deckblatt etwas dunkler; im übrigen sind beide nitofreie.“

— Unbekannte Gröfze. Fräulein Wips (so der Sommerfrische zu einem jungen Bauern): „Kennen Sie Goethe's „Faust“?“

„Na, mit dem hab' i no net g'raaft.“

— Neuer Ausdruck. Pro-fessor (bei ein leidenschaftlicher Fuß-gänger ist, zu seinem Freund): „Denken Sie nur, heute wollte ich mit meinem Kollegen eine Fußtour ma-chen, mir ist schon das Wasser in den Hüften zusammengelaufen, und jetzt läßt er mir abgehen!“

Grenzreit zwischen Unionsstaaten.

Wiederholungs und ererbte Fälle solcher Art.

Neuerdings war wieder von dem Grenzreit zwischen Virginien und seinem Nachbarstaate Westvirginien (im Gefolge des Bürgerkrieges von ersterem abgetrennt) die Rede. Dieser Streit, bei dem es sich im Grunde nur um ein paar Millionen Dollars zwischen den zwei Staaten handelte, ist ein halbes Jahrhundert alt ge-worden, — doch das ist kein beson-ders auffallendes Beispiel in der amerikanischen Geschichte. Bismarck haben manche andere Grenz-Streitfälle zwischen Staaten der Union sich noch viel länger hingezogen; und kaum zwei Unionsstaaten und frei von solchen Streitigkeiten gewesen, deren viele sogar noch älter waren, als die Ver. Staaten überhaupt, nämlich auch aus den Colonial-Ko-nen her vererbt wurden.

Und es kann füglich hinzugefügt werden, daß manche dieser Streit-reiten mit großer Erbitterung betrie-ben worden sind, namentlich solche in älterer Zeit, in denen zum Teil auch religiöse Geserter viel Del ins Feuer gossen.

Zwei der ältesten dieser Streit-fälle waren diejenigen zwischen De-laware und seinen Nachbarstaaten Pennsylvania und New Jersey. Diese beiden Fragen kamen noch aus britischen Kolonial-zeiten her und hatten auf die berühmte Grenz-linie der westlichen Erd-Gabelung, nämlich auf die „Mason and Dixon's Line“, ebenfalls Bezug. Der Anfang des Zwistes zwischen Pennsylvania und Delaware ging sogar den Stom-men von William Penn nur eine volle Generation voraus, — denn schon lange, ehe dieser die Uebertra-gung Pennsylvania's in Zahlung einer königlichen Schuld annahm, be-kämpften sich die früheren Besiedler jenes künftigen Landes und die fa-holischen Anhänger von Lord Balti-more über die Richtung der Grenze, für welche später der Name Mason und Dixon's Linie aufkam.

Es gab viele Gewalt-Streitfälle im Verlaufe und herüber; sowohl die Kolonisten, wie die Katholiken hat-ten bei ihren Angriffen besondere religiöse Kofungsworte. Erst nach mehr als einem Jahrhundert phy-sichen Kämpfens und gerichtlicher Streitigkeiten wurde eine bestimmte Grenze zwischen den Ländern der Penns und denjenigen der Calverts vereinbart; und auch als diese beiden-eits anerkannt war, blieb noch das „Wigeleisen-Land“ (nur wenige hun-dert Acres umfassend) als Streitob-ject zwischen Pennsylvania und De-laware. Dieser Streich wurde noch ange als „Niemand's-Land“ anerkannt und mit Vorbeide für Duelle und Verfechtungen ausgesetzt; das und weniger als 50 Jahre her.

Das kleine Delaware war so ziem-lich der streitlustigste aller Staaten; und als es seinen Anspruch auf das trodene Land von New Jersey end-lich aufgab, hielt es sich immer an sein erst recht lächerlichen Anspruch auf New Jersey Gewässer fest, und an ganzen Verdrüßte es mehr als ein Jahrhundert lang, ihn zur Geltung zu bringen. Der dortunter haupt-sächlich zu leiden hatte, das waren die beiderseitigen Fischerleute. New Jersey's Fischer wurden von den Delaware Behörden und Delaware Fischer von den New Jersey Behör-den verhaftet und abgeführt, wenn sie in Streitigen Gewässern erwischt wurden. Zwischen diesen Kämpfen spielten sich auch gar manche komi-sche Szenen ab. Der ganz greifbare Wert dieses Streites bestand aus Fi-schen im Werte von ein paar hundert Dollars pro Jahr, — ja wenn das „Prinz“ nicht gewesen wäre, die hochgeschätzte Selbstherrlichkeit jedes Staates und Städtchens! Nach lan-gen und recht kostspieligen Proze-ssieren schloß schließlich doch der ge-wundene Menschenverstand auf beiden Seiten; aber erst vor wenigen Jah-ren ist dieser Streitfall endgültig bei-gelegt worden.

Dies sind nur wenige Beispiele von vielen. Es sind, wie gesagt, kaum zwei amerikanische Nachbarstaaten von solchen Streitigkeiten ganz frei ge-blieben, im Westen sowohl wie im Osten und Süden; und da dort gab es auch die Raunen von Grenz-streiten, welche ihr Bett öfter wech-selten, nicht wenig zur Vernehmung solcher Fälle beigetragen. Manche amer-ikanische Grenz-Gebiete schwebten noch heute, schliefen sich aber nur durch die Gerichtshöfe und ma-chen selbst in außerordentlich selten Fällen nur selten im Publikum boy sich roben.

Die Rekrutierungs-station in San Francisco, Kal.

Die Rekrutierungsstation in San Francisco, Kal., hat sich der Dienste von zwölf Mädchen verpflichtet, um bei der Rekrutierung behilflich zu sein. In einer diesbe-züglichen Verlangt-Angabe, die Oberstleutnant John G. Gardner hat einreden lassen, heißt es: Ber-langt: Zwölf Mädchen für die Bundes-armee, müssen aktiv, intelligent und fleißig sein. Bewerberinnen können Geld verdienen und ihrem Lande einen Dienst erweisen. Die Ber-berinnen erhalten für jeden von ihnen gekaperten Vaterlandsverteidi-ger einen Dollar.